



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist, daß damit auch einige Versmaße verloren gehen, die im Deutschen recht gut klingen, z. B. der jambische und trochäische Tetrameter. — Ein anderer Uebersetzer, Theodor Bensley, (Stuttgart, Metzler) hat den Versuch gemacht, die alten Versmaße beizubehalten. Er hat viel Mühe und Geschick darauf verwandt, es ist ihm aber doch nicht gelungen, einen hörbaren Rhythmus hervorzubringen.

Bei dem Werth der einzelnen Arbeiten kann man darauf rechnen, daß diese Sammlung sich in der Gunst des Publicums erhalten wird. Dichter wie Aeschylus, Theokrit, selbst Terenz in der Ursprache zu lesen, ist nur einem kleinen Theile der Gebildeten vergönnt, und doch bleiben sie die ewigen Muster unsrer eignen Dichtkunst, und man wird an dieser kräftigen, gesunden Kost umsomehr Behagen finden, wenn man von den weichlichen Gaben der neuesten Zeit übersättigt ist.

Correspondenzen.

Pariser Brief. — Die Einnahme von Sebastopol, noch vor kurzem als eine Unmöglichkeit verschrieen, wird nun als ungenügend betrachtet. Die Westmächte spielen der Diplomatie gegenüber die undankbare Rolle Jacobs, der um die Hand der schönen Rachel freit. Der Diplomatie kommt wie Laban der Appetit im Essen und kaum von ihren Anstrengungen erholt, sehen wir die Allirten den Russen neuerdings auf den Fersen, ohne daß die europäischen Regierungen irgendetwas thun, dem Zaren Halt zuzurufen. Wir beklagen uns nicht über die Langsamkeit der Cabinetes, obgleich soviel vergossenes Blut ein Opfer ist, das Rußlands Herrscher der Civilisation nicht mehr auferlegen dürfte. Wir trösten uns mit dem Bewußtsein, daß ein neuer Sieg des Westens, daß die Eroberung der ganzen Krim die Stärke der Allirten, die einen Feldzug unter so ungünstigen Bedingungen führen, um so leuchtender hervortreten lassen werde und das ist ein ebenso großer Gewinn, als die Demüthigung Rußlands. Wir haben keinen Augenblick die Täuschungen jener Optimisten getheilt, welche sich einbildeten, die westmächlichen Regierungen würden diesen Feldzug gleich in der ersten Hand dazu benutzen, den Beschwerden, welche über die Gestaltung der Verhältnisse mit Recht erhoben werden können, vollständig abzuhelpfen, aber wir haben auf gewisse Nothwendigkeiten gerechnet, die sich in einer gegebenen Zeit einstellen müssen.

Frankreich, auch despotisch regiert, und England, wenn noch so particularistisch gesinnten Staatsmännern in die Hände gegeben, können nicht aufhören, unsre Interessen zu vertreten und diese werden sich geltend machen, früher, als man von gewisser Seite her glauben mag. Der Feldzug, welcher in diesem Augenblicke in Ausführung sich befindet, hat darum eine besondere Wichtigkeit, weil er den diplomatischen Consequenzen der Einnahme von Sebastopol Bahn brechen und der Situation ihre wahre Bedeutung verleihen wird. Der nächste Winter kann also

als Entscheidungspunkt für das nächste Schicksal Europas betrachtet werden und es ist nicht schwer zu bestimmen, an wem die Schuld liegt, wenn Rußland noch in dem Wahne bleibt, daß es den Veruf sich anmaßen dürfe, der Entwicklung der Freiheit und dem Fortschritte, dem Entfaltungsproceße der Gestirte überall im Wege zu stehen.

Hier ist man von dem Interesse an den nachträglichen Details von der Bestürmung Sebastopols so in Anspruch genommen, daß die Gedanken von der diplomatischen Situation sich abwenden, ebenso wie von den nächsten Ausichten — wir gehen ganz in dem retrospectiven Genusse an das bisher Bewerkstelligte auf. Mehr als die Politik beschäftigt die Gemüther das finanzielle Stocken des Moments und die Theurung, welcher wir für den Winter entgegensehen. Die Regierung sieht sich so gezwungen, den materiellen Interessen neue Aufmerksamkeit zu schenken und an die Gefahren zu denken, welche überstürzte Industrieunternehmungen ihr bereiten könnten. Mehr und mehr wird das System zu dem Versuche gedrängt, durch Wahrung der materiellen Interessen der Mehrheit dem Land die freiheitlichen Zustände vergessen zu lassen. Für eine Zeit wird es auch gehen.

Gelbe Blätter an den Bäumen, jene ersten Bistenkarten des Winters, gemahnen die Unternehmer der hiesigen Theater an die heimkehrenden Pariser zu denken, noch ehe die Flut der Fremden von uns sich zurückgezogen hat. Das Ambigu begann mit dem Tower, einem jener Schreckensdramen, die sich nicht erzählen lassen und die nur einem pariser Boulevardpublicum zugemuthet werden können. Das Odeon brachte ein neues Stück von Georges Sand. Es wurde dieser Dichterin, wie sie uns selbst gesteht, oft vorgeworfen, ein dramatischer Don Quixote zu sein, unfähig, das wirkliche Leben zu erkennen, verdammt allein Täuschungen zu nähren, zu süß, um auf Verwirklichung Anspruch machen zu dürfen. Wenn dieser Vorwurf den Sinn haben soll, daß Madame Sand idealisirte Menschen auf die Bühne bringt, die sich außerhalb des von den modernen Dramatikern Frankreichs bis zur Langweile geschilderten liederlichen Paris doré et ruolzé bewegten, so ist es gegründet. Ihre Theatergestalten sind poetischer und edler, als die der Dramas unsrer consommirten Theatermacher, aber ohne innerlich unwahr zu sein. Es geschieht ihr sehr häufig, daß sie sich Unwahrheiten zu Schulden kommen läßt, aber diese sind gewöhnlich äußerlicher Art und wo wir einer psychologischen Untreue begegnen, ist es grade bei ihren mangelhaften Menschen der Fall. In Maitre Favilla zum Beispiel werden wir am meisten durch eine gezwungene Tartufferie des guten Bourgeois Keller gestört, der mit einem Schlage zum Faublas wird. Dieser Kleinrämer, der noch dazu ein Deutscher ist, voll guter Instincte, bis über den Hals im blühendsten Philisterium steckend, kann unmöglich einer verheiratheten Frau, die sich überdies im Glücke befindet, unehrenhafte Anträge machen. Balzac hatte einen ähnlichen Charakter in den parents pauvres geschildert, aber er machte einen französischen Epizier aus ihm, der nur brutale Gefühle kennt und wir waren von Anfang auf seine Niederträchtigkeit gefaßt.

Maitre Favilla ist eine phantastische Schöpfung, wie sie nur aus der Einbildung eines Dichters entspringen kann und soviel man auch gegen das Schleppende der Handlung einwenden mag, man freut sich nicht minder an dieser poetischen Gestalt, die wie ein Traum am Zuschauer vorüberzieht. Der Gegenstand des Stücks

ist sehr einfach. Ein armer Componist (die Handlung spielt in Deutschland) hat den Wahn, zum Universalerben seines verstorbenen Freundes, des Baron Mühlborn, ernannt zu sein. Er kommt, seine Erbschaft in Besitz zu nehmen, während der Nefte des Barons, besagter Keller, mit seinem Sohne sich bereits als gesetzliche Erben im Schlosse des Barons installirt hatten. Der Arzt hatte der Frau des Compositors empfohlen, diesen nicht plötzlich aus seinem Irrthume zu reißen und der gutmüthige Keller geht darauf ein, diesen Pseudoerben eine Weile neben sich zu dulden. Nun entspinnt sich die Intrigue — der junge Keller, ein edler Jüngling, dessen bloßes Erscheinen schon die Sympathie Favillas erweckt, verliebt sich in dessen Tochter und diese erwidert seine Neigung. Favilla, der die reiche Erbschaft nur angetreten hat, um das gute Werk des verstorbenen Freundes, welcher der Beschützer der Armuth und des Unglücks war, fortzusetzen — erblickt in der Liebe der jungen Leute einen Wink, das Unrecht, das der Baron an einem Verwandten begangen, gut zu machen, er verspricht Herrmann, ihm seine Tochter zu geben. Der alte Keller kommt in große Verlegenheit, denn er wagt es nicht, seinen Sohn unglücklich zu machen und die Heirath ist auch nicht nach seinem Sinne. Er sucht Zeit zu gewinnen und Madame Favilla, die des Alten Sinne berückt hat, im Hause zu erhalten. Natürlich hat seine Brutalität das Gegentheil zur Folge und Favilla erfährt in Folge einer Brusquerie Kellers, daß man ihn für wahnsinnig hält. Dem Gefühle und der Anschauungsweise des Spießbürgers wird es unter diesen in einer ganz andern moralischen Welt sich bewegenden Personen unerträglich. Der Sohn Favillas und später dieser selbst wollen die Madame Favilla angethane Beleidigung ahnden. Dem armen Kerl geht die Geduld zu Ende und er plagt heraus. Nun erst versteht Favilla alles, was sich zugetragen und das Bewußtsein, als Wahnsinniger vor seiner Frau und seinen Kindern dazustehen, dringt erschütternd auf ihn ein. Sein Stolz sträubt sich gegen die Zumuthung, er könne wirklich den Verstand verloren haben und einer fixen Idee zum Opfer gefallen sein. Er sucht in allen Winkeln seiner Seele, er ruft jeden Moment der letzten Vergangenheit in sein widerstrebendes Gedächtniß zurück — er schildert sich lebhaft die letzten Momente seines Freundes. Unglaublicher Anstrengung gelingt es endlich, die Verleumdung, er sei wahnsinnig, zu entkräften. Er ist wirklich Universalerbe gewesen, der alte Baron hatte ihm das Testament selbst in die Hand gegeben, aber Favilla, der in der Belohnung seiner uneigennütigen Freundschaft eine Beleidigung sah, hatte in demselben Augenblicke die Urkunde ins Feuer geworfen. Der Schmerz um den Verlust des geliebten Freundes warf ihn aufs Krankenlager — aber er hatte vergessen, daß er selbst sein Vermögen zerstört. Der Ausgang nach dieser Scene ist selbstverständlich. Der alte Keller wird gerührt — er willigt in die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter Favillas. Wie gewöhnlich bei Georges Sand'schen Stücken, liegt das Interesse nicht in der Handlung, sondern im poetischen Ausmalen der Situation und der Charaktere. Ihre Dramen streifen auch insofern an den Roman, von dem sie sich an gewissen Stellen nur durch den Dialog unterscheiden. Was ihr also noch gebricht, das ist nicht die Kunst, einen Charakter zu entwickeln, sie versteht es nicht, die Handlung als Gerippe sich zu vergegenwärtigen. Diese entsteht in ihrem Geiste gleich mit allen Einzelheiten und diese überwuchern in ihrer Einbildungskraft, die Staffage bedeckt die Landschaft. Einzelne

Scenen sind entzückend schön — sowie die Charaktermotive poetisch gerechtfertigt — aber das Ganze hat etwas Somnambules, was mit der Pratique der französischen Dramaturgie in starkem Gegensatz steht.

Georges Sand, die eine große Verehrerin der deutschen Musik und vor allem Mozarts und Händels ist, benützt die Gelegenheit, diese ihre Bewunderung dem Helden des Stückes in den Mund zu legen. Es herrschen hier noch soviel falsche Ideen, trotz aller erlogenen Anerkennung, daß man es Georges Sand nur Dank wissen kann, wenn sie von der Bühne herab Propaganda zu machen strebt. Von Mozart sagt Favilla zum jungen Keller: „Ja gewiß, er ist der Meister, Mozart! Er ist weder ein Italiener noch ein Deutscher, er ist von keiner Zeit, von keinem Lande, wie die Logik, wie die Poesie, wie die Wahrheit; er versteht es, alle Leidenschaften, alle Gefühle in ihrer eignen Sprache reden zu lassen. Er sucht niemals in Erstaunen zu setzen, er entzückt unaufhörlich, nichts in seinem Werke verräth die Arbeit. Er ist gelehrt und wir bemerken seine Gelehrsamkeit nicht. Er hat ein brennendes Herz, aber auch einen geraden Geist, einen klaren Sinn, einen reinen Blick. Er ist groß, er ist schön, er ist einfach wie die Natur! Ihr Deutsche findet ihn nicht genug geheimnißvoll; ihr liebt ein wenig, was ihr nicht gleich versteht. . . . Aber seht die Sonne an, wenn ist sie schöner als in einem reinen Himmel? Wenn ihr eine Wolke zwischen euch und ihr wünscht, so ist das ein Beweis eines schwachen Auges. Blicken Sie nach diesem Bache mit dem klaren und ruhigen Wasser, in dem sich die unbeweglichen Bäume und die wandernden Vögel abspiegeln, wie in einem Krystallspiegel! So ist Mozart!“

Der Gedanke, daß die Deutschen lieben, was sie nicht gleich verstehen, ist eine veraltete Reminiscenz aus Madame Staels Zeiten, der Georges Sand aus dem Wege gehen mußte. „Ein eignes Volk, diese Deutschen,“ beginnt die Verfasserin der deutschen Literaturbriefe ihre Besprechung Jean Pauls, „sie bestinnen sich eine halbe Stunde, um nachher lachen zu können.“

Das Publicum läßt sich das neue Stück der Sand sehr wohlgefallen, und wir müssen es als einen Gewinn bezeichnen, wenn dasselbe wieder daran erinnert wird, wie edle Gesinnung, tugendhafte Seelen und wohlerzogene Menschen nicht von der Bühne ausgeschlossen werden müssen, und daß man ohne Calembour, ohne forcirten Esprit nicht gleich vor Langeweile zu Grunde gehe. Im Ganzen genommen scheint die Dichterin sich bei größerer Erfahrung den dramatischen Bedingungen doch mehr zu nähern als zu Anfang ihrer theatralischen Versuche.

Literatur. Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman von Adolph Weisser, Verfasser von „der Blinde und sein Sohn“. Hamburg, Hoffmann und Campe. — Wir haben uns schon mehrfach gegen den Versuch ausgesprochen, bekannte Persönlichkeiten aus der Literatur zu Romanhelden zu wählen. Bei Männern, deren Hauptthätigkeit nicht im Handeln, sondern im Denken und Empfinden besteht, wird der Referent leicht versucht, die ihm bekannten Umstände einfach abzuschreiben und durch eigne Erfindungen von verwandter Art zu ergänzen, woraus niemals ein organisches Ganze hervorgeht. Wir können diese Bedenken auch im gegenwärtigen Fall nicht zurücknehmen, indeß wir müssen anerkennen, daß wir innerhalb dieses Genre eine tüchtige Leistung vor uns haben. Der Verfasser

hat sich in die Sitten jener Zeit und in die Naturen der in derselben hervortretenden Menschen mit großem Eifer eingelebt und die einzelnen Begebenheiten geschickt verflochten. Dabei ist auch noch zu loben, daß er seine Sympathien durch den gesunden Menschenverstand zügelt. Er tritt keineswegs, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, unbedingt auf Seite des Genies, welches die Regeln und Gesetze des Lebens überspringt, sondern er nimmt sich der letztern an und zeigt, daß ein regelloses Talent zuletzt in sich selbst zusammenfallen muß. Es ist Schade, daß er für seine Dichtung nicht eine vornehmere Form gefunden hat, die Nachlässigkeit in der Darstellung wirkt zuweilen unangenehm. —

Seegeeschichten und Marinebilder von Heinrich Smidt. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. — Das Talent des Verfassers ist aus seinen frühern Seeromanen bekannt. Es ist sehr leichter Art, und man kann ihm eigentlich kein anderes Lob ertheilen, als das einer bequemen und lebendigen Erzählung; wirkliche Gestaltung wird man kaum an ihm wahrnehmen. —

Die Tochter der Luft. Roman von Johannes Scherr. Zwei Bände. Leipzig, H. Hübner. — Der Roman ist aus drei ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt: aus dem Proceß Bocarmé, den der Verfasser wunderlicherweise nach Deutschland verlegt, aus einer schwarzwälder Dorfgeschichte und aus Scenen des modernen Literatenlebens. Ein organisches Ganze hat natürlich daraus nicht hervorgehen können; indeß sind die verschiedenen Geschichten doch mit ziemlichem Geschick ineinander verwebt. Wie die meisten Romane unsrer pessimistischen Zeit, besteht auch dieser fast ganz aus scheußlichen Figuren; die lichten Partien der Erzählung nehmen verhältnißmäßig einen sehr kleinen Raum ein.

Bertelln. Plattdeutsche Erzählungen von Klaus Groth. Zweite Auflage. Kiel, Schwersehe Buchhandlung. — Die liebenswürdige Anmuth und Munterkeit dieser plattdeutschen Gedichte und Erzählungen ist von dem Publicum wie von der Kritik mit gleichmäßiger Wärme anerkannt; wir können also darauf rechnen, daß auch diese neue Ausgabe den verdienten Beifall finden wird. Diejenigen Idiotismen, die noch nicht im Quickborn vorgekommen und erläutert sind, werden im Anhang erklärt. Wir theilen hier die Priamel mit, durch welche der Verfasser sein Werk einleitet:

Platt is nich fin,
 Beer is keen Win,
 Win is keen Beer,
 Aller Anfang is schwer,
 Schwer is aller Anfang,
 Gev Gott en guden Fortgang! — —
 Nord un Süd:
 De West is wit!
 Ost un West —
 To Hus is best.

Un rêve au bal de la redoute, souvenirs de Spa, par P. J. Stahl. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnee & Comp. — Die liebenswürdige Art des Verfassers, in einem feinen, eleganten Stil und mit großem Aufwand von Esprit, der bekanntlich bei den Franzosen die Stelle des Humors ersetzt, unbedeutende Dinge zu erzählen, ist bekannt. Auch das vorliegende Büchlein ließt sich recht angenehm,

doch finden wir schon etwas Manier darin. Im Ganzen setzt sich der französische Esprit mehr über die Dinge hinweg, während der Humor sich in dieselben vertieft; der Esprit löst die Realität auf, der Humor verstärkt sie gewissermaßen, indem er alle möglichen Eigenschaften seines Gegenstandes in kräftigen Farben hervortreten läßt. Beide Redeformen haben trotz ihrer anscheinend scherzhaften Haltung eine gewisse Tendenz zum Melancholischen und Pessimistischen, aber der Humor muß wenigstens die Wirklichkeit mit Fleiß und Anstrengung überwinden; der Esprit springt leichter darüber hinweg. Darum ist der letztere zum Theil das Product der Bildung, während der echte Humor nur aus einer innern, individuellen Naturanlage hervorgehen kann. —

Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen von Ida von Düringsfeld. Berlin, Franz Stage. — Es ist zu bedauern, daß die Verfasserin, die bisher so harmlos zu plaudern verstand, durch übelwollende Recensenten sich zu einer unfruchtbaren Polemik gegen die angeblich demokratische Presse verführen läßt. Sie gibt es den demokratischen Gesinnungen Schuld, daß die sogenannte elegante oder Salonliteratur im Publicum keinen Anklang mehr finde. Der Ausdruck „elegante Literatur“ kann sich wenigstens nicht auf den Stil beziehen, denn sowol Frau von Düringsfeld, als Herr von Sternberg, ihr Colleague, gebrauchen häufig Ausdrücke und Wendungen, die der gemeinen oder demokratischen Literatur als unästhetisch erscheinen würden, und dagegen, daß man die höheren Kreise im Roman darstellt, hat kein Mensch etwas einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Personen, denen man in denselben begegnet, interessant sind. Der junge schlesische Romandichter, den sie dies Mal zu ihrem Helden gemacht hat, erregt unsre Theilnahme nur in einem geringen Grade. Wir haben in dem Buch eigentlich nur eine Reihe verhaltener Recensionen, und wenn am Schluß zur Entschädigung ein tragischer Ausgang hinzugefügt wird, der Tod einer geliebten Frau, und der Selbstmord des Gatten, so kann uns dieser Ausgang umfoweniger erbauen, da er durch das Vorhergehende gar nicht vorbereitet ist. Unnöthige Todesfälle könnten uns die Romanschreiber in der That ersparen, denn es gibt unendlich viel interessantere Lagen, in welchen uns der Dichter die Menschen zeigen kann, als die Schwindsucht und ähnliches. Frau von Düringsfeld schreibt so hübsche Reisegeschichten, die einen heitern Eindruck machen, es wäre besser, wenn sie sich von der Tragik fern hielte, der sie doch nicht gewachsen ist. —

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Fünfter Band. Berlin, Julius Springer. — Der Geldstag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer. — Wir freuen uns immer, wenn wir dem ehrlichen, treuherzigen und doch schalkhaften Gesicht des wackern Pfarrers von Lüzelsflieh wieder einmal begegnen. Auch in diesen Erzählungen haben wir wieder mit großem Vergnügen gelesen, und dabei nicht ohne Nührung, denn wir erinnerten uns an den zu frühzeitigen Tod des ausgezeichneten Dichters. Als Einleitung zu den Erzählungen und Bildern ist ein kurzer Bericht Fröhlich's über einen Besuch in Lüzelsflieh hinzugefügt, durch den auch in gemüthlicher Beziehung Jeremias Gotthelf neue Freunde gewinnen wird. Auch über die Art und Weise seiner Beobachtung wird uns darin einiges mitgetheilt. „Da wir

ihn im August 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er sich genau die Vertlichkeiten, trat mit einer verständigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, sogleich aufs freundlichste ins Gespräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er sich sogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück wieder im Vaterlande zu sein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, suchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu fassen, daß es schien, es schwebte ihm eine Geschichte vor, die sich in diesem Ländchen begeben habe. Sonst, sagte er, verlasse er nur ungern als Erzähler seinen heimischen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht so den kaum eine Tagereise entfernten Oberländer; und er getraue sich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden sich begebende Geschichte zu erzählen. — Es wurde auch gesagt: er habe sich zu seinen Erzählungen alles und jegliches zusammentragen lassen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus solchen Zusammentragungen ein Charakter als aus einem Guffe könnte dargestellt werden. Er aber sagte, habe er einmal ein Bild in seinen Hauptzügen gefaßt, so ergebe sich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von selbst. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Person in den Mund legen sollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachsinnen, als eines Redseligen lange Abhandlung. Er studirte und arbeitete eben nicht nur in seinem Studirzimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer reichen Schöpfungen.“ —

Aus Nord- und Südamerika. Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, S. Hübner. — Wer die frühern Romane desselben Verfassers, die Regulatoren, die Flusspiraten und Tahiti kennt, wird sich mit Vergnügen an die glänzenden Farben erinnern, die er für seine Gemälde zu finden weiß. Diese Kraft und Lebhaftigkeit der Darstellung bewährt sich auch in den vorliegenden Erzählungen und macht den Hauptreiz derselben aus. — Die beiden vorliegenden Schriften stehen im Album von Kober. —

Die Grafen von Harten. Roman in zwei Bänden von Marie Louise Vogt. Mannheim, L. Vöfler. — Ein wohlgesinntes Buch, mit großem Fleiß und nicht ohne Talent ausgearbeitet, doch merkt man bei den Schilderungen des socialen Lebens heraus, daß die Verfasserin die Gesellschaft und ihre Probleme sich mehr aus der Lectüre construirt, als der eignen Anschauung entnommen hat. Es sind häufig nur kleine Striche, die fehlen und bei denen man sich versucht fühlte, nachzuhelfen, aber dieser Mangel ist für das Kunstwerk entscheidend.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.